

der erste Schritt auf meinem zukünftigen Lebensweg? Allein die Vorstellung dieser Perspektive belebt mich.

Halbzeit im Nebel

Am nächsten Morgen haben die sonnenreichen Tage ein Ende gefunden und die Küste ist wieder von einer dichten Nebeldecke überzogen. Heute ist ein besonderer Tag, weil die zweite Halbzeit meiner Reise beginnt. Zur Feier des Tages werde ich morgens, mittags und abends im Restaurant essen. Ich verlasse den Campingplatz und fahre zu einem Frühstücks-Diner in Fort Bragg. Ich hatte die Restaurantkette schon auf meinen ersten Geschäftsreisen in die USA kennengelernt. Mit meinen deutschen Kollegen war ich dort regelmäßig frühstücken gewesen. Heute morgen bestelle ich ein typisches amerikanisches Frühstück: „Two eggs sunny side up, hash browns, bacon strips and blueberry pancakes with cream“. Das sind zwei Spiegeleier, Röstkartoffeln, knusprig gebratene Speckstreifen und ein Blaubeerpfannkuchen mit Sahne. Dazu trinke ich ein Glas Orangensaft und Kaffee.

Die Kette ist der Gralshüter des klassisch amerikanischen Frühstücks. Sie pflegt die Essgewohnheiten der ersten weißen Siedler, der Farmer, Holzfäller und Goldsucher. Erfolgreich widersetzte sie sich lange allen neuen Strömungen der Frühstückskultur. In Fort Bragg gibt es weder Espresso noch WLAN. Man kann dort immer noch frühstücken wie in den Gründerjahren der USA.

Nach dem sättigenden Essen fahre ich weiter durch den Küstennebel über den Highway 1 Richtung Süden. Kurz vor der Ortschaft Point Arena biege ich rechts ab in die Lighthouse Road und durchquere die Stornetta Public Lands, ein Naturschutzgebiet mit großflächigen Feuchtgebieten,

Teichen, Zypressen, Wiesen und Sanddünen, ein idealer Ort zum Wandern. Man kann hier seltene Seevögel und an der felsigen Küste Seelöwen und Robben beobachten, wenn das Wetter mitspielt. Als ich Point Arena Light am Ende der Landzunge erreiche, hat sich die Sonne für kurze Zeit durchgesetzt und ich nutze die Gelegenheit zum Fotografieren. Am Fuße des Turmes befindet sich ein Häuschen, in dem das alte Nebelhorn ausgestellt und das heute als Museumsladen genutzt wird. Dort warte ich auf die nächste Führung und erfahre, dass der Leuchtturm 1870 erstmals in Betrieb genommen wurde. Durch das Erdbeben 1906 wurde er zerstört und zwei Jahre später wieder neu aufgebaut. Endlich beginnt die Führung. Mit einigen anderen Besuchern erklimme ich die Wendeltreppe des höchsten Leuchtturms in Kalifornien. Er ist immer noch in Betrieb und sendet bei Dunkelheit alle 15 Sekunden einen Lichtblitz aus, der bei klarer Sicht auf See noch in 46 Kilometern Entfernung zu erkennen ist. Mittlerweile hat sich der Nebel wieder um die Landspitze gelegt, und ich kann meinen Augen kaum glauben, als ich durch die Fenster der Turmspitze nach unten blicke. Ein Regenbogen überspannt die Landspitze. Unser Führer erklärt, wir sähen einen Nebelbogen, der vielleicht zehn Mal im Jahr zu beobachten sei.

Beglückt darüber, dieses seltene Phänomen gesehen zu haben, fahre ich weiter. Einen Galeristen in Fort Bragg hatte ich gefragt, wo ich auf meinem Weg nach San Francisco besonders eindrucksvolle Landschaftsfotos machen könnte. Der einzige Ort, den er mir empfohlen hatte, war Jenner. Also fahre ich anderthalb Stunden weiter und mache kurz vor der Ortseinfahrt nach Jenner an der Mündung des Russian River eine Lunchpause. Ein weiterer Tipp des Galeristen: Vom Restaurant River's End oberhalb der Flussböschung habe man eine fantastische Sicht. Als ich aus dem Wagen steige, ruft mir eine andere Reisende, die gerade aufbrechen will, zu:

„Das ist wahrscheinlich der schönste Ort an der gesamten kalifornischen Küste, wenn man nur etwas davon sehen könnte!“ Gleich im Eingangsbereich des Restaurants hängen wunderschöne Fotos von Sonnenuntergängen in einer Flussmündung, mit einer Sandbank und aus dem Meer ragenden Felsriffen.

Dort gönne ich mir zur Feier meiner Reisehalbzeit einen besonderen Lunch. Ich bin in einem Restaurant der oberen Mittelklasse gelandet, mit Preisen, die sich nicht jeder leisten kann. Dafür ist das Essen hervorragend und der von mir bestellte mexikanische Burger sucht seinesgleichen. Die frittierten Kartoffeln und das Brötchen sind hausgemacht. Statt Ketchup gibt es eine köstliche Salsa, die ebenso frisch ist wie die Gemüsebeilagen. Das Fleisch habe ich „well done“ bestellt. Es kommt fantastisch gewürzt, außen knusprig, innen vollständig gebräunt, noch saftig und nicht ausgetrocknet. Ich kann mich nicht erinnern, je einen besseren Hamburger verspeist zu haben. Dafür kostet er doppelt so viel wie das Frühstück im Diner. Beim Bezahlen spreche ich den Kellner auf den Nebel an. Doch der zuckt nur mit den Schultern:

„Der Nebel ist Teil der Küstenerfahrung.“ Als wenn ich das nicht schon selbst erfahren hätte! Hoffnungsvoll frage ich ihn, von wo aus man bei klarer Sicht den besten Blick auf die Mündung habe. „Vom Goat Rock Beach auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses“, rät er noch und widmet sich dann den nächsten Gästen.

Ich fahre weiter durch den Ort Jenner, überquere den Russian River und biege dann rechts in den Park. Er liegt auf einer Landzunge, die im Westen vom Pazifik und im Osten vom Fluss begrenzt wird. Vom Parkplatz aus laufe ich bis an das nordöstliche Flussufer und kann für einen kurzen Moment am Strand gegenüber eine Herde ruhender Robben ausfindig machen: hellgraue Flecken auf dunkelgrauem Sand in milchgrauem Dunst. Gelegentlich tauchen gespenstische Kajaks aus dem Nebel auf und verschwinden gleich wieder

darin. Das Flusswasser treibt fast reglos vor sich hin, ein ruhiger und friedlicher Ort. Dagegen tobt es auf der Pazifikseite, wo Wellenbrecher krachend und in Schüben an den kiesigen und felsigen Strand branden. Ich ziehe mich wieder an den stillen Fluss zurück, setze mich an das sandige Ufer und blicke in den Himmel.

Wie ein graues Band klebt der Nebel heute an der Küste und will sich nicht lösen. Auf meiner Fahrt konnte ich beobachten, wie der Wind die Schwaden in Flussmündungen und Buchten tiefer landeinwärts getrieben hatte. In Point Arena hatte sich das Land zu weit ins Meer hinaus gewagt und wurde vom Nebel gänzlich verschlungen. Die Elemente Wasser und Luft haben sich im Kampf um die Küste verbündet und behalten heute die Oberhand. Ihre Widersacher, das Feuer der Sonne und die aufgeheizte Erde, haben sich ins Inland zurückgezogen und sammeln neue Kräfte für den nächsten Tag. Eine ganze Stunde verfolge ich das Ringen zwischen dem Wind, der immer neue Nebelschwaden an Land weht, und der Sonne, die heute daran scheitert, den dichten Dunst mit der Kraft ihrer Wärme aufzulösen.

Die Hälfte meiner Reise liegt hinter mir und ich ziehe eine erste Bilanz. Ich habe großartige Landschaften am Meer und in den Bergen gesehen und die uneigennützig Unterstützung von Amerikanern erfahren dürfen. Die wegweisenden Leuchttürme und die naturverbundenen Brückenkunstwerke von McCullough haben mich ebenso begeistert, wie mich die Unersättlichkeit und Rücksichtslosigkeit der weißen Siedler in der Vergangenheit erschüttert haben. Die Gier der Weißen nach Gold und Holz hat nicht nur die Menschen und Kulturen der Urbevölkerung nahezu ausgelöscht, sondern auch die uralten Wälder der Mammutbäume fast vollständig vernichtet. Aber die Reise hat mich auch konfrontiert mit meinen eigenen Schwächen, mit meiner Einsamkeit und meinen Ängsten. Immer wieder bin ich in den Nebel geraten, der kurz vor San Francisco, meinem ursprünglich geplanten Reiseziel,

so stark ist wie nie zuvor. Ich frage mich, was diese Erfahrung mit mir zu tun hat. Gibt es eine Nebelschicht in mir selbst, die mir eine klare Sicht auf mein Inneres verschleiert? Gibt es noch etwas Anderes, das hinter meinen aufwühlenden Emotionen verborgen ist?

Ich habe lange genug im Sand gesessen, dass ich mich plötzlich wieder an das Sammeln erinnere. Zum Glück befinden sich die Plastiktütchen in einem Seitenfach meines Rucksacks. Ich fülle eine Probe von dem grauen grobkörnigen Sand ab, gehe zurück zum Parkplatz und fahre weiter. Wenige Kilometer später reißt der Himmel für kurze Zeit auf und ich erblicke ein kleines, aber beeindruckendes Kap. Oberhalb einer kleinen Sandbucht halte ich auf dem Parkplatz des Duncan's Cove Overlook. Die felsigen Hänge um die Bucht fallen steil ab und um das Kap herum ragen gewaltige Felsen aus dem Meer. Es ist ein wunderschöner Ort, aber ich muss mich allmählich auf die Suche nach einem Campingplatz machen.

Nach zehn Kilometern gelange ich nach Bodega Bay, das vor allem als Drehort für den Alfred Hitchcock Film „Die Vögel“⁴³ bekannt geworden ist. Ein RV-Park, den ich anfare, hat keine Zeltplätze, und der Campingplatz in den Dünen ist mir zu sandig. Überhaupt finde ich keinen Gefallen an der gespenstischen Bodega Bay und fahre deshalb weiter Richtung Tomales Bay. Als ich nach 20 Kilometern immer noch keinen Zeltplatz gefunden habe, halte ich in der Ortschaft Tomales. Dort erfahre ich, dass der einzige Platz weit und breit nur ein paar Kilometer entfernt an der Mündung der Bucht liegt. Es dämmt bereits, als ich in Dillon Beach auf dem Campingplatz ankomme. Mit geübten Handgriffen baue ich mein Zelt auf. Unmittelbar am Meer ist der Nebel so dicht, dass sich aus dem Dunst kleine Tröpfchen bilden, die wie in Zeitlupe auf den dichten, sattgrünen Rasen fallen. Ich beeile mich, denn ich bin müde und hungrig nach dem langen Tag. Die Außenhaut meines Zelts ist noch von der letzten Nacht

völlig durchnässt. Meine Luftmatratze pumpe ich im Auto auf und schütze sie dort ebenso wie meinen Schlafsack vor der Feuchtigkeit. Nun brauche ich selbst einen trockenen und warmen Platz vor dem Schlafengehen. In Tomales hatte man mir ein Restaurant in Nicks Cove, sechs Kilometer entfernt an der Tomales Bay, empfohlen. Es sei das einzige in dieser Gegend, das heute Abend noch geöffnet ist. Als ich dort ankomme, ist es bereits dunkel. Ein Mitarbeiter des Nick's Cove empfängt mich vor dem Eingang, um mein Auto einzuparken. Ich freue mich über seine Begrüßung, überlasse ihm den Wagen und die Fahrzeugschlüssel und erhalte ein Ticket. Bereits das Valet-Parken signalisiert mir, dass das Abendessen teuer wird. Ich bin in einem Restaurant der Oberklasse gelandet. Dafür soll es auch der kulinarische Höhepunkt meiner Halbzeit werden.

Als Vorspeise bestelle ich rohe Austern und als Hauptgericht einen California Yellowtail. Die Gelbschwanzmakrele ist Spitzenklasse und nach Sushi-Art gegrillt, im Innern noch saftig und roh. Das Fischsteak liegt in einem fein gewürzten Bett aus geröstetem Paprika, schwarzem Knoblauch, Auberginenpüree und grünem Thai-Curry. Getoppt wird es von einer Schicht aus geschmortem Rotkohl. Als Beilage gibt es in Kokosmilch gegarten Klebreis. Dazu trinke ich ein Glas Pinot Grigio. Ich genieße jeden Bissen des köstlichen Essens und jeden Schluck des erlesenen Weißweins.

Das Restaurant ist gut beheizt, und so bleibe ich solange wie möglich, um mich für die kommende Nacht aufzuwärmen. Nach 22:00 Uhr bin ich der letzte Gast und schreibe immer noch. Der Kellner überreicht mir die Rechnung, legt demonstrativ meine Autoschlüssel auf den Tisch und macht mir damit unmissverständlich klar, dass das Restaurant in Kürze geschlossen wird. Als ich das Restaurant verlasse, steht mein Wagen bereits abfahrbereit vor dem Eingang.

Ich fahre äußerst langsam und vorsichtig, denn die Strecke ist eng und kurvenreich und die Sichtweite beträgt keine

zehn Meter. Alles darüber hinaus wird verschluckt von der Dunkelheit und dem undurchdringlichen Nebel. Auf dem Zeltplatz ist er am dichtesten und ich bin froh, dass ich mein Zelt wiederfinde. Es ist kalt und extrem feucht. Schlafsack und Matratze sind im Heck des Wagens zum Glück trocken geblieben. Vorsichtig trage ich sie durch den nieselnden Nebel ins Zelt. Eingehüllt in Schichten trockener Kleidung schlüpfe ich in meinen vorgewärmten Schlafsack und schlafe sofort ein.

Kurz nach Mitternacht werde ich durch ein Geräusch geweckt. Tiere bewegen sich um mein Zelt herum. Ich höre Kaugeräusche. Regungslos bleibe ich liegen, lausche in die Nacht und drücke dann kurz auf den Türöffner meines Autoschlüssels. Sofort durchdringt ein Lichtblitz das Zelt und lässt es hell aufleuchten. Ich höre noch ein Huschen und dann ist es wieder still. Allmählich beruhige ich mich wieder. Wer mögen die nächtlichen Besucher gewesen sein? Es hörte sich an, als ob Gras aus dem Boden gerupft wurde. Vermutlich waren es nur Rehe.

Einige Stunden später werde ich durch das schrille Gekreische einer Frau geweckt. Das nächtliche Ehegewitter meiner Zeltnachbarn dauert nur kurz, und bald ist nur noch das Grummeln eines Mannes zu hören, das die Nacht durchdringt wie ein Donner, der sich in der Ferne verliert. Dann herrscht wieder Ruhe.

Früh am Morgen wache ich auf und bin trotz der nächtlichen Störungen ausgeschlafen. Ich verstaue mein nasses Zelt im Auto und breite es zum Trocknen über das Fahrrad. Zur Ausstattung des Stellplatzes gehören ein Wasserhahn und ein mobiles Toilettenhäuschen, das einen Steinwurf entfernt steht. Der Luxus einer Dusche gehört nicht dazu, aber für das Nötigste ist gesorgt. Zum Frühstück fahre ich nach Tomales und setze mich in ein mexikanisches Café. In dem gemütlichen Lokal gibt es preiswerte Speisen und kostenloses WLAN.

Am späten Vormittag hat die Sonne die Küste wieder zurückerobert und den Nebel aufs Meer zurückgedrängt. Ich fahre weiter auf dem Highway 1, der nach wenigen Kilometern dem nördlichen Ufer der Tomales Bay folgt. Ein zweites Mal halte ich an Nicks Cove, laufe über den langen Bootsteg und kann nun sehen, wie schön es dort ist. Das gegenüberliegende Ufer zeichnet sich scharf vom Himmel ab. Das Wasser glänzt in der Morgensonne, seine Oberfläche wird durch eine schwache, warme Brise nur leicht gekräuselt. Die Tomales Bay ist keine Flussmündung, sondern das Ergebnis seismischer Aktivitäten, denn sie liegt über der Sankt-Andreas-Verwerfung.

In Point Reyes Station fahre ich bis ins Zentrum des Touristenortes mit vielen interessanten Geschäften und Restaurants. Als ich aus dem Wagen steige, schlägt mir die Hitze entgegen. Das Wetter ist seit dem frühen Morgen wie ausgetauscht. Ich ziehe mich um, bummele durch das Stadtzentrum und versorge mich mit Lebensmitteln und Getränken.

Anschließend fahre ich in den Point Reyes National Seashore Park, um dort den Leuchtturm an der Spitze der Landzunge zu besichtigen. Mit meiner Familie war ich vor Jahren bereits einmal dort gewesen. Aber wir kamen zu spät und konnten den Leuchtturm nur von Weitem sehen. Dieses Mal habe ich mehr Glück, heute – so lese ich auf einer Informationstafel am Straßenrand – ist bis 16:30 Uhr geöffnet. Es bleibt mir noch genug Zeit. Doch die Fahrt über die Halbinsel zieht sich hin. Das 290 Quadratkilometer große Naturschutzgebiet am Point Reyes umfasst nahezu die gesamte Halbinsel. Für Tausende von Jahren war sie die Heimat der Miwok. Dann lockte der Goldrausch um 1850 immer mehr Weiße an die Westküste. Es kam zu einem rapiden Bevölkerungswachstum in den Städten und einem steigenden Bedarf an Fleisch- und Milchprodukten. Geschäftsleute aus San Francisco kauften die etwa 60 Kilometer entfernte Halbinsel,

teilten sie in Parzellen auf, benannten diese von A-Z und verpachteten das Land an Rancher. Fast eine Stunde lang folgte ich dem Alphabet der Ländereien von Ranch G rückwärts bis Ranch A an der Spitze der Landzunge.

Meine Familie musste damals viel Geduld mit mir gehabt haben, wenn sie mich auf all den Ausflügen zu den Leuchttürmen in der Region um San Francisco und später an der Küste Neuenglands begleitete. Doch mit der Zeit gab es auch einen wachsenden Widerstand. Einmal hatte ich eine Übernachtung für uns in der East Brother Light Station gebucht. Der Leuchtturm befindet sich auf einer kleinen Insel vor Point San Pablo an der Durchfahrt von der San Francisco Bay in die San Pablo Bay. Auf der Fahrt dorthin gab es massive Proteste von meinem Sohn, der lieber zu Hause bleiben wollte. Schließlich waren wir umgekehrt, aber nicht wegen ihm, sondern weil ich plötzlich starke Zahnschmerzen bekommen hatte und dringend zum Arzt musste. Sein Widerstand hatte in meinen Zahnnerven Gehör gefunden. Der Umstand, dass der Bau dieses Leuchtturms auf dem Festland durch den Widerstand der Grundstücksbesitzer verhindert worden war, hätte mich warnen sollen. Während meiner Reise habe ich viel über die Geschichte der Leuchttürme und das Leben ihrer Wärter und Familien erfahren. Allmählich habe ich genug Leuchttürme gesehen. Nur einmal noch möchte ich in der Nähe eines Leuchtturms übernachten.

Die letzten Kilometer bis zum Point Reyes Lighthouse hat der Nebel wieder fest im Griff, der dort an 100 Tagen im Jahr vorherrscht. Vom Parkplatz der Anlage laufe ich zu einer Treppe und steige 308 Stufen hinunter bis zum Leuchtturm. Man hatte ihn tiefer gesetzt, sodass er unterhalb der Nebeldecke von der See aus sichtbar war. Am 21. September 1885 schrieb der diensthabende Leuchtturmwärter in sein Logbuch:

*Nebel, Nebel, nichts als Nebel. Keine Post seit dem 9. d. M.
Vorräte werden knapp.*⁴⁴

Darunter schrieb er einige Zeilen aus dem Poem „Allein, Vorgebliche Verse des Alexander Selkirk, verfasst in seiner Einsamkeit auf der Insel Juan Fernandez“ des englischen Dichters William Cowper (1731-1800):

*O Einsamkeit – wo ist er, der Reiz,
Den die Weisen an dir entdeckten?
Besser leben inmitten von Feldgeschrei
Als herrschen am Ort solcher Schrecken*⁴⁵

Das Point Reyes Lighthouse war bis 1975 mehr als hundert Jahre in Betrieb. Danach wurde es ersetzt durch ein automatisches Leuchtfeuer auf dem Dach eines Nebengebäudes. Ein Park-Ranger öffnet den oberen Teil des Leuchtturms, und zusammen mit anderen Besuchern betrete ich den engen Raum. Von unten blickt man in die riesige Fresnel-Linse, die oben auf einer Mechanik angebracht ist. Sie sorgt für die gleichförmige Drehung der Linse und wird von einem Gewicht ähnlich dem einer Standuhr in Bewegung gehalten. Die aus Paris stammende Vorrichtung in Point Reyes sei die einzige in den USA, die bis heute vollständig und funktionsfähig erhalten geblieben sei.

Als ich durch den Nebel wieder zurückfahre, denke ich daran, dass die Familien der Leuchtturmwärter kein einfaches Leben hatten. Sie wohnten weit abseits von anderen menschlichen Gemeinschaften und waren fast täglich extremen Witterungsbedingungen ausgesetzt. Gelegentlich hatte auch die Familie eines Leuchtturmfotografen damit zu kämpfen.

In Point Reyes Station halte ich am Straßenrand und suche im Internet nach einem geeigneten Campingplatz. Keiner der Plätze in der Gegend hat Duschen, von einer Waschmaschine ganz zu schweigen. Ich brauche dringend eine Dusche und

vor allem frische Wäsche. Auch mag ich keine weitere Nacht mehr im Nebel schlafen. Da es an der Küste keine preisgünstigen Hotels gibt, beschließe ich, ins Inland zu fahren und reserviere ein Zimmer in Petaluma.

Das Motel hat einen eigenen Waschsalon mit Münzmaschinen. Mein Zimmer ist groß genug, um dort Zelt, Schlafsack und Luftmatratze zum Trocknen auszubreiten. Ich genieße die warme Dusche und verbringe den Schluss des Tages schreibend im Waschsalon. Wie wunderbar es doch ist, im Trockenen in einem Bett zu schlafen, in frisch gewaschener, weißer Bettwäsche.

Über die Golden Gate Bridge

Am nächsten Morgen trage ich Radkleidung in Vorbereitung meiner zwar kurzen, aber bedeutsamen Tour. Ich hatte meine Reise vor fünf Wochen in Seattle auf dem Fahrrad begonnen, und so möchte ich sie am Ziel in San Francisco auch beenden. Die letzten beiden Kilometer bis dorthin führen über die Golden Gate Bridge.

In Petaluma ist es am Vormittag mit Temperaturen über 20 Grad Celsius schon spätsommerlich warm. Doch je mehr ich mich auf dem Highway 101 dem Pazifik nähere, umso dichter werden die Nebelschwaden, die heute sehr schnell über das Land hinwegfegen. In der Ferne kann ich bereits die roten Pfeiler der Golden Gate Bridge erspähen. Sie verschwinden hinter der nächsten Anhöhe und tauchen wenig später zwischen den Hügeln wieder auf. Ich nehme die letzte Ausfahrt vor der Brücke und fahre auf den Parkplatz unmittelbar davor. Er ist voll belegt. Viele Autos, die hier parken, haben leere Fahrradgepäckträger. Die Golden Gate Bridge mit dem Rad zu überqueren, ist sehr beliebt. Von San Francisco aus